

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 12

Artikel: Das Gewittermännchen
Autor: Bock, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668101>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und mühsam muß es zugehen, wenn die Jüngsten in die Schule kommen. Denn von zu Hause verstehen sie nur das Arabische, und der Lehrer wendet sich gleich in seiner französischen Muttersprache an sie.

Wie weit die Schüler bis ans Ende ihrer Schulzeit kommen? Wohl kaum über das Notwendigste hinaus. Viele werden auch nicht mehr brauchen. Aber die, die später von zu Hause fort wollen, werden es nicht leicht haben und mit ihrem federleichten Schulsack in der Fremde nur langsam Boden fassen.

Es ist schon dunkel geworden. Eine schöne,

milde Nacht ist da. Eine Nacht voll Geheimnisse. Denn sie entführt uns schon in der nächsten Stunde in die Wüste. Der Zug kommt an. In allen Wagen finden wir Platz. Die Saison hat noch nicht begonnen. Zum Glück! Denn so haben wir die beste Gelegenheit, in Ruhe und Sammlung die fremde Welt zu erleben.

Noch einmal, diesmal im bequemen Eisenbahnwagen, brechen wir durch die Felsenpforte, hinein in die Wüste. Kein Haus, kein Licht!

Die Räder rollen hinaus in die finstere Ewigkeit.

Abend.

Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nachzustreben!
Ich sah im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,

Ich eile fort, ihr ewiges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht!
Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinaus und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Goethe.

Das Gewittermännchen.

Von Alfred Vock.

In den fünfziger Jahren war in meiner Heimatstadt die Stelle des akademischen Musikdirektors frei geworden. Die Konservatorien waren damals noch nicht so überfüllt, wie dies jetzt der Fall ist. So kam es, daß beim Senat der Universität, der die Entscheidung zu treffen hatte, nur zehn oder zwölf Meldungen einliefen. Unter den Bewerbern befand sich Jan de Vries, der Kapellmeister am Hoftheater der Landeshauptstadt. Man fragte sich erstaunt, was den ausgezeichneten, weit über die Grenzen des engern Vaterlands hinaus bekannten Dirigenten veranlassen könne, seine ehrenvolle und einflußreiche Stellung am Hoftheater mit dem bescheidenen Amt des Universitätsmusikdirektors zu vertauschen. Genaue Erkundigungen, die man einzog, brachten die gewünschte Aufklärung. Gleichzeitig mit dem Kapellmeister war

vor Jahren auch seine Gattin in den Verband des Hoftheaters getreten, um das Fach der sentimentalischen Liebhaberinnen zu übernehmen. Von einer außerordentlichen Begabung unterstützt, stieg Hermine de Vries rasch zu hoher Künstlerin empor und war der erklärte Liebling des Publikums. Nach der Geburt des ersten und einzigen Kindes, das sie ihrem Gatten schenkte, begann sie zu kränkeln. Ein schweres inneres Leiden warf sie monatelang aufs Siechbett und zwang sie, ein volles Jahr ihrer künstlerischen Tätigkeit zu entsagen. Als sie anscheinend genesen zum erstenmal wieder als Marie Beaumarchais im Clavigo auftrat, geschah das Entsetzliche, daß sie in eben der Szene, da der Dichter die betrogene Braut des Spaniers ihre Seele aushauchen läßt, tot auf der Bühne zusammenbrach. Der Tod, dessen Maske sie in meisterlichem



El Kantara. An der Hauptstraße.

Phot. Rob. Meier.

Spiel so oft erborgt, hatte die Hand nach ihrem Herzen ausgestreckt.

Der Kapellmeister, der mit seiner Frau in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, war der Verzweiflung nahe. Während der kleine Wilhelm wehklagend in der verödeten Wohnung die Mutter suchte, brachte sein Vater ganze Tage und Nächte auf dem Friedhof zu. Man befürchtete das Schlimmste für Leben und Gesundheit des geschätzten Dirigenten. Der Intendant bewilligte ihm aus freien Stücken einen längeren Urlaub. Nach zwei Monaten kehrte de Bries zurück und bat sogleich, ihn seiner Stelle zu entheben, weil es ihm unmöglich sei, an der Stätte seiner seitherigen Wirksamkeit zu verbleiben. Der Zufall fügte, daß zur selben Zeit der Musikdirektor an der Landesuniversität das Zeitliche verließ. Der Hofkapellmeister legte dem Senat seine Zeugnisse vor, und dieser zögerte keinen Augenblick, den gefeierten Mann zu berufen.

Auf der Quinta des Gymnasiums, deren letzte Bank ich zierte, machte ich zuerst die Bekanntschaft des jungen Wilhelm de Bries. Es bot sich Gelegenheit, ihn einmal vor der Gewalttätig-

keit rüder Kameraden zu beschützen, er wußte mir großen Dank dafür, und der Bund inniger Freundschaft war zwischen uns geschlossen. Ich fühlte mich seltsam zu dem Jungen hingezogen. Stellen Sie sich einen ungemein zart gebauten Knaben vor, dessen Gang und Bewegungen höchste Anmut und doch eine gewisse körperliche Schwäche verrieten. Tiefblaue, glänzende, von dunklen Wimpern beschattete Augen bildeten einen wunderbaren Gegensatz zu dem Urwald hellblonder Locken, der auf dem edelgeformten Kopf gedieh. Die leicht gebogene Nase trat vielleicht etwas zu stark hervor, aber diese Unregelmäßigkeit glich der vollendet schöne Mund wieder aus. Wilhelms Haut war so dünn und durchsichtig, daß man unschwer darunter das Geäder erkannte. In Gesellschaft der Kameraden war er meist still und zurückhaltend, selten daß er sich an ihren Vergnügungen beteiligte. Nur wenn wir miteinander, des Schulzwangs ledig, die schöne Umgebung der Stadt durchstreiften, legte er sein ernstes, scheues Wesen ab. Dann hatte er für jeden Baum, für jede Blume einen warmen Blick; eine anspruchslose Heiterkeit verklärte sein Gesicht, und seine Seele ver-

senkte sich in die Erscheinungsfülle der belebten Natur.

Ich ging im Hause des Musikdirektors Tag für Tag als wohlgelittener Gast ein und aus. Herr Jan de Bries führte das Leben eines Einfiedlers und bereitete allen eine Enttäuschung, die bei seiner Ankunft einen neuen bedeutenden Zeitabschnitt im Musikleben der Stadt prophezeit hatten. Er tat nicht mehr und nicht weniger als seine Pflicht und Schuldigkeit, der jähe Schlag, der ihn getroffen, hatte seine Kraft gebrochen, und der Kranz, den Talent und Verdienst um seine Stirn gewoben, verdorrte, Blatt um Blatt. Seinem Sohn verstattete er alle Freiheiten, er liebte ihn schwärmerisch, und gerade um deswillen überließ er ihn vollkommen seiner Eigenart.

Wir hatten eines Tages früher, als es gewöhnlich der Fall war, unsre Schularbeiten beendet. Ich schlug deshalb Wilhelm einen Spaziergang in den nahen Stadtwald vor.

„Ich gehe nicht mit“, sagte er wie befangen und mit einem eigentümlichen Tonfall. „Und du tust auch gut, hier zu bleiben,“ fügte er hinzu. „Wir bekommen ein schweres Gewitter.“

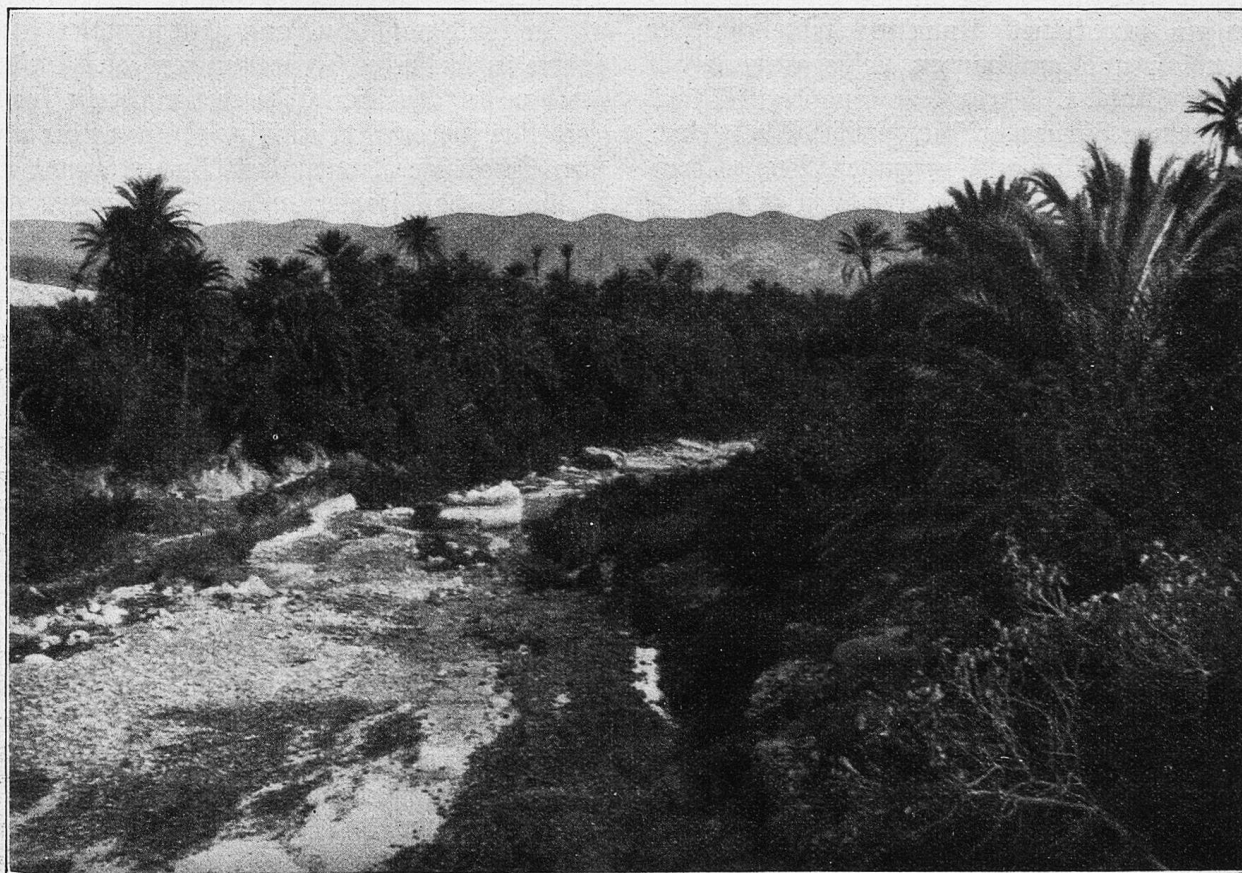
„Woher weißt du das?“ fragte ich höchlichst verwundert.

„Wir bekommen ein Gewitter,“ wiederholte er bestimmt, und aus der Tiefe seiner Augen loderte ein unheimliches Feuer.

Der Musikdirektor gesellte sich zu uns. „Du kannst dich auf Wilhelm verlassen,“ wandte er sich lächelnd an mich. „Er ist ein ausgezeichnete Wetterprophet und besser unterrichtet als Laubfrosch und Barometer.“

Ich ließ mich gern überreden, den „Abendhummel“, wie unser burschikoser Ausdruck lautete, aufzugeben. Und was geschah? Es währte keine Stunde, da verfinsterte sich der Himmel, ein heftiger Sturm trieb den Staub auf der Straße zu Wolken in die Höhe, die ersten schweren Tropfen schlugen an die Fensterscheiben, und es entlud sich ein starkes Gewitter. Wilhelm kauerte in einer Ecke des Zimmers. So oft ein Blitzstrahl den Raum erhellte, zuckte er zusammen, und ich bemerkte, daß sich sein ganzer Körper im Zustand qualvoller Erregung befand. Das dauerte so lange, bis das dunkle Gewölk zerstoßen war und die Sonne vom abendlichen Himmel ihren Scheidegruß sandte.

Im Gymnasium war Wilhelm ein Platz un-



El Kantara. Reiche Oasenvegetation.

Phot. Rob. Meier.

mittelbar an einem Fenster des Klassenzimmers zugeteilt. Unserm Klassenführer lag einmal ob, einen erkrankten Lehrer zu vertreten. Bei Beginn des Unterrichts — wenn ich mich recht besinne, war es ein Tag vor den großen Sommerferien — erhob sich Wilhelm und bat, seinen Platz am Fenster verlassen zu dürfen.

„Was hast du im Kopf?“ fuhr ihn der Klassenführer an, der bei den Schülern kein allzu großes Ansehen genoß.

„Ich kann hier am Fenster nicht sitzen bleiben,“ erwiderte Wilhelm mit großer Festigkeit. „Es gibt ein schweres Gewitter!“

Die ganze Klasse brach in ein schallendes Gelächter aus, und der Herr Professor überlegte, wie er, ohne seiner Stellung etwas zu vergeben, handeln solle.

„Komm her, Gewittermännchen“, entschied er, nahm seinen eigenen Stuhl vom Ratheder und setzte ihn vor die erste Schülerbank. „Hier passiert dir nichts, und ich hab dich in meiner Nähe!“

Wilhelm gehorchte sofort. „Gewittermännchen, Gewittermännchen!“ brüllte die Rote Korah. Umsonst, daß der Professor den Lärm zu beschwichtigen suchte. Wilhelms Prophezeiung aber ging in Erfüllung. Während draußen ein schreckliches Unwetter tobte, saß er totenblaß und am ganzen Leibe zitternd auf seinem Stuhl. Ich war von innigstem Mitleid für meinen Freund erfüllt, ja ich sah mit einer Art heiliger Scheu zu ihm empor. War es doch, als ob dunkle, unbekannte Gewalten in sein innerstes Sein hinübergrieffen, als ob er — freilich vergebens — alle Nerven anstraffte, ihrem Bannkreise zu entfliehen.

„Gewittermännchen — Gewittermännchen!“ hänselten ihn die bösen Buben. Er schwieg, aber ich las in seinem bleichen Gesicht, daß sich alles schmerzlich in ihm zusammenkrampfte. Ich weiß nicht, wieviel Prügel ich damals für ihn austeilte und — empfing. Es half nichts. Von Stund an verfolgte den armen Wilhelm sein Spottname auf Schritt und Tritt, und er behielt ihn lebenslang. Der Klassenführer blies die Alarmpetete und machte dem Musikdirektor von dem sonderbaren Geschehnis Mitteilung. So harmlos Herr de Bries die rätselhafteste Empfindlichkeit seines Sohnes gegen die Einflüsse der Witterung und dessen Gewitterfurcht aufgefaßt hatte, so sehr fühlte er sich jetzt durch den Unkenruf des Gymnasiallehrers beunruhigt und zog unverzüglich den Hausarzt

zu Räte. Dieser, ein derber Kumpen, versicherte, ein solch seltsamer Fall sei ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Offenbar helfe hier nur ein kräftiges Mittel. Der Herr Musikdirektor solle seinen Sohn beim ersten besten Gewitter in die freie Luft führen, dann werde der Hasenfuß ein für allemal kuriert. Herrn de Bries wollte das Kraftmittel nicht recht einleuchten, er widersprach, aber schließlich fügte er sich dem Nachspruch des Arztes.

Es war ein dumpfschwüler Spätsommertag, als wir über grüne Matten, die das Nordviertel der Stadt begrenzten, dem Bergwald zuschritten. Ringsher tiefe, feierliche Stille. Die Natur selbst schien den Atem zu verhalten. Vor uns türmte sich eine nachtschwarze Wolfenwand. Zuweilen flammte ein Wetterschein über den nördlichen Himmel.

„Vater“, flehte Wilhelm, „laß uns umkehren. Wir kommen mitten ins Gewitter.“

Der Musikdirektor, der schon vorher den Widerstrebenden hatte zwingen müssen, das Haus zu verlassen, blieb unbittlich.

„Wir gehen weiter,“ sagte er rauh. „Du sollst dir endlich einmal diese kindische Gewitterfurcht abgewöhnen. Nimm dir an deinem Freund ein Beispiel.“

Der Wald nahm uns auf. Ein schmaler Pfad führte in vielfachen Krümmungen sanft ansteigend zu beträchtlicher Höhe empor. Heiser krächzend flog schwerfällig ein Zug Krähen über uns hin. Durch die Kronen der Buchen ging ein Rauschen, das stärker und immer stärker anschwellte. Das Gewitter stand uns zu Häupten. Als wir den Gipfel des Bergs erreichten, brach es in rasendem Getöse los. Wilhelm ging, nein, er taumelte vor uns her. Den Schirm wagte er nicht aufzuspannen, in breiten Büschen schlug ihm der Regen ins Gesicht. Sein Vater sprach ihm Mut zu, Wilhelm war seiner Sinne kaum mächtig. Bei der Schlußfeier des Gymnasiums hatte er vor wenigen Tagen Klopstocks „Frühlingsfeier“ vorgetragen. Mitten im Aufruhr der Elemente betete er jetzt laut:

„Herr, Herr, Gott,
barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
sei dein herrlicher Name!“

Jedes seiner Worte, von einer ungeheuren Erschütterung hervorgepreßt, drang mir bis ins innerste Mark. Ich vergaß in diesem Augenblick Blitz und Donner, sprang vorwärts und umflammerte meinen Freund. Der Musik-



El Rantara. Palmen am Flusse.

Phot. Rob. Meier.

direktor, der zu seinem Schrecken sah, daß das Wagestück gänzlich mißglückt war, schlug einen Seitenweg mit uns ein, und zehn Minuten später hatten wir im Wirtshaus zur „Waldschänke“ Unterschlupf gefunden. In der darauffolgenden Nacht stellten sich Delirien bei Wilhelm ein. Der herbeigeholte erste Kliniker der Universität stellte einen schweren Nervenschock fest und schüttelte den Kopf. Eine barmherzige Schwester, der Musikdirektor und ich übernahmen die Pflege des Kranken. Bedenklich war, daß die hohe Körpertemperatur trotz Anwendung aller Mittel nicht sinken wollte. Ein Meer wilder Phantasien wogte in Wilhelms fieberndem Kopfe. Er sprach Bruchstücke aus der Klopstock'schen Frühlingsfeier vor sich hin, zuweilen rief er mit herzbrechender Stimme: „Rehr um, Vater, fehr um!“, zuweilen währte er sich im Gewitter, bedeckte die Augen mit beiden Händen wie vom Schein der Blitze geblendet und krümmte sich unter entsetzlichen Zuckungen. Es war keine leichte Aufgabe, am Lager des Tobenden auszuharren. Den Musikdirektor quälten Gewissensbisse. Er schalt sich einen leichtsinnigen Lören, weil er der albernen Weissung seines

Hausarztes gefolgt war und warf sich vor, mit dem kostbaren Leben seines Kindes ein leichtfertiges Spiel getrieben zu haben. Wenn ihm der Junge genommen würde! — Der Gedanke packte sein Herz mit glühenden Zangen. Sein Haar bleichte, und er ward in wenigen Tagen zum Greis. Wilhelms Leben hing an einem Fädchen. Endlich nach Wochen trat die Krisis ein, er verfiel in einen tiefen, totenähnlichen Schlaf. Als er erwachte, war er gerettet.

Mit hohlen Wangen, zum Gerippe abgemagert, verließ der langsam Genesende auf meinem Arm gestützt zum erstenmal das Krankenzimmer. Die Wohnstube war zu seinem Empfange mit Blumengewinden festlich geschmückt, der Musikdirektor setzte sich an den Flügel und schlug in vollen Akkorden den Choral an: Nun danket alle Gott. Wilhelm ergriff des Vaters Hand.

„Willst du mir etwas versprechen, Väterchen?“

„Was, mein lieber Junge?“

„Väterchen, nimm mich nie mehr mit ins Freie — wenn's gewittert.“

Dem alten Herrn schossen die Tränen in die Augen.

„Ich versprech es dir, mein Junge, bei meinem Leben!“ —

Und die Zeit nahm ihren Lauf. Wir erhielten auf dem Gymnasium das Reisezeugnis für die Universität. Wilhelm de Bries widmete sich in Heidelberg dem Studium der klassischen Philologie, ich folgte meinem Vater, der nach Berlin versetzt worden war, dorthin als Student der Medizin. Unser Verhältnis blieb dasselbe, ein reger Briefwechsel half über die Entfernung hinweg. Jedes Jahr planten wir eine gemeinschaftliche Ferienreise, aber unvorhergesehene Zwischenfälle nötigten uns regelmäßig, darauf zu verzichten. So waren fünf Jahre ins Land gegangen, ehe ich den Jugendfreund am Neckar wieder sah. Und ich freute mich seines Anblicks! Er hatte sich prächtig entwickelt. Die weichen Linien waren aus seinem Gesicht verschwunden, und seine ganze Erscheinung trug das Gepräge stolzer Männlichkeit. Beim Frühschoppen im „Perseo“ in Heidelberg verabredeten wir mit einigen seiner Studiengenossen einen Ausflug nach Neckargemünd. Ein volles Dutzend wollte mit von der Partie sein. Nachmittags stellten sich außer uns beiden nur zwei biedere Pfälzer ein.

„Was haltst du vom Wetter, de Bries?“ fragte der eine. „Meinst du net, daß mer e Donnerwetterche krieger?“

„Ha, Gewittermännle,“ lachte der andre gutmütig, „geb dein Botum ab. Am End bleibe mer besser da.“

Wilhelm war betroffen, aber er antwortete ganz ruhig: „Das Wetter wird sich halten, laßt uns gehen.“

Während der Eisenbahnfahrt beschäftigte mich unablässig der Gedanke, welcher Spukgeist den alten Spottnamen nach der Ruperto Carola getragen haben könne. Hatte ihn einer unsrer ehemaligen Mitschüler dahin verpflanzt? Litt mein Freund immer noch unter jener unheimlichen Empfindlichkeit? Gern hätte ich in vertraulicher Zwiesprache von ihm Auskunft begehrt. Aber lebhafter denn je stieg die Vergangenheit vor mir auf, und ich hielt es für taktvoller, das heikle Thema mit keiner Silbe zu berühren. Übrigens bestätigte sich Wilhelms Voraussage. Der Himmel, der mit dunklen Wolken gedroht hatte, flärte sich unversehens auf, und wir genossen bei goldenem Sonnenschein den Zauber der herrlichen Neckarufer.

Ein günstiges Geschick führte uns später wiederum in meiner Heimatstadt zusammen. Wilhelm de Bries fand nach beendigtem Vorbereitungsdienst am Gymnasium Anstellung, ich selbst bereitete meine Niederlassung an der Landesuniversität vor. Der Direktor des Gymnasiums schätzte die Kenntnisse und Fähigkeiten meines Freundes sehr hoch, denn er gab ihm sogleich die Untersekunda. Es war keine Kleinigkeit, die Disziplin unter dreißig halbwüchsigen, zum Teil heillos durchtriebenen Bürschchen aufrecht zu erhalten. Sechzig neugierige Augen richteten sich auf den jugendlichen Klassenführer, irgend eine Schwäche an ihm zu entdecken. Wilhelm verlor im Vertrauen auf seine Kraft als Erzieher der Jugend nicht einen Moment das Szepter aus der Hand. Nun ereignete es sich, daß während einer seiner Stunden im Sommerhalbjahr ein Gewitter niederging. Den Schülern fiel seine nervöse Hast und Unruhe auf. Und mitten in seinem Vortrag über den zweiten punischen Krieg brach er plötzlich ab und hielt sich wie von einem Schwindel befallen am Katheder fest. Man fragte ihn, ob er unwohl sei, er verneinte lebhaft, allein sein Versuch, den Faden des Unterrichts wieder aufzunehmen, mißlang, und die teilnehmende Verwunderung der Herren Sekundaner ging schließlich in Unfug über. Der Vorfall wurde an Familien- und Wirtshausstischen herumgetragen, und mit einemmal — aus welch boshaftem Munde zuerst, wußte niemand zu sagen — tauchte der unselige Name Gewittermännchen wieder auf. Die Untersekunda brach in ein Jubelgeschrei aus. So oft der Klassenführer fortan das Schulzimmer betrat, leuchtete ihm von der Tafel mit Kreide schön geschwungen ein riesiges G entgegen. Wilhelm befahl mit erkünsteltem Gleichmut, den Buchstaben wegzuwischen, gab sich jedoch gar keine Mühe, den Schuldigen zu ermitteln und ermutigte dadurch die frohlockenden Schlingel, ihren Unfug weiter zu treiben. Wilhelms Kollegen machten die Wahrnehmung, daß Katheder, Tische und Bänke der Untersekunda mit deutschen, lateinischen und griechischen G beschmiert waren, und der Lärm drang in das Zimmer des Direktors. Dieser schmetterte vor der versammelten Klasse eine donnernde Strafpredigt herunter, drohte die ganze Gesellschaft einzusperren und die Rädelsführer auf und davon zu jagen. Das tat eine Zeitlang seine Wirkung, aber nach etlichen Wochen ging der Spektakel von neuem los.

Zu dem aufreibenden Ärger, der Wilhelm die Freude an seinem Berufe vergällte, gesellte sich die Sorge um seinen Vater. Der Musikdirektor hatte den Taktstock niedergelegt. Seine Gleichgültigkeit rief nachgerade in den musikalischen Kreisen der Stadt einen Sturm der Entrüstung hervor. Man bedeutete ihm, daß seine Stelle keine Pfründe sei, legte ihm nahe, er möge seine Versetzung in den Ruhestand nachsuchen. Herr de Bries ließ sich das nicht zweimal sagen und trat ohne Murren zu Gunsten einer jüngeren Kraft von seinem Plaze zurück. Als man eines Morgens im Amtsblatte las, daß er gestorben sei, regte sich niemand, denn er war längst aus der Reihe der Lebenden gestrichen. Kurz vor seinem Heimgang hatte er in die Hände seines Sohnes eine umfangreiche Notenhandschrift gelegt: es war ein Vorspiel zum Clavigo für großes Orchester und eine Trauermusik beim Begräbniß der Marie Beaumarchais, wie sie Goethe bekanntlich vorschreibt. Der Handschrift war ein Zettel beigelegt, der die letzte Willensäußerung des Musikdirektors enthielt:

„Ich wünsche an der Seite meiner unvergeßlichen Gattin beerdigt zu werden. Die Hofkapelle, die ich so lange Jahre mit Lust, Liebe und Erfolg dirigiert habe, bitte ich, dafern ihr die Erlaubniß erteilt wird, an meinem Grabe den Trauermarsch aus meiner Clavigo-Musik zu spielen. Jan de Bries.“ —

Die Glut eines Augustmorgens brütete über der Residenz. Von weißgrauen Nebelschleiern halb bedeckt, schleuderte der Sonnenball wie aus dem Hinterhalt seine Strahlengeschosse herab. Die Menschen schleppten sich mühsam fort, ihr Atem keuchte, und die Brust lechzte nach einem erfrischenden Hauch. Tags zuvor hatten wir die Leiche des Musikdirektors in die Hauptstadt überführt, der Trauerzug setzte sich vom Bahnhof aus in Bewegung. Die Beteiligung war wider Erwarten groß. Der Intendant war mit dem Personal des Hoftheaters erschienen, und zahlreiche Verehrer des ehemaligen Hofkapellmeisters schlossen sich dem Trauergefolge an. Vom Gebirge her ließ sich ein dumpfes Grollen vernehmen. Der Friedhof lag eine kleine halbe Stunde vom Bahnhof entfernt.

„Ich fürchte, wir werden naß,“ sagte mein Zugnachbar, ein wohlbeleibter Herr aus dem Kultusministerium, und wischte sich mit einem riesigen Schnupftuch den Schweiß von der

Stirn. „Da drüben zieht sich etwas zusammen.“

„Möglich“, antwortete ich kurz, beinahe unhöflich, weil ich einer gleichgültigen Unterhaltung aus dem Weg gehen wollte. Meine Gedanken weilten bei meinem Freunde, der fassungslos hinter dem Sarg seines Vaters her schwankte. Ich konnte ihm seinen Schmerz nachfühlen. Es war ein schwerer, trauriger Gang. Er hatte mit seinem Vater mancherlei Kämpfe durchfochten, er hatte die Fehler und Schwächen des wunderlichen alten Herrn doppelt hart empfunden, weil er sich im Grunde seines Wesens ihm gleichgeartet wußte. Aber er hatte ihn mit all seinen Grillen und Launen geliebt und verehrt, gehegt und gepflegt wie ein guter Sohn. Nun lag der Vater fühllos und stumm im engen bretternen Haus, unwiederbringlich verloren. Und eine Lücke klappte vor Wilhelm, abgrundtief, er stand allein in der weiten Welt.

Das Gewitter überfiel uns mit wilder Wucht. Wie ein Traumgesicht tauchte ein längst verblaßtes Bild vor meinen Augen empor. Ich sah den kleinen, abgekehrten Wilhelm vor seinem Vater stehen, die nassen Augen bittend zu ihm erhoben: „Vater, nimm mich nie mehr mit ins Freie, wenn's gewittert!“ Der Lebende hatte sein Wort gehalten, heut sprach der Tod ihn frei.

Am Tor des Friedhofs empfing uns die Hofkapelle mit dem Trauermarsch aus der Clavigo-Musik. Weihevoller, ergreifender Klänge, von der wackeren Künstlerschar meisterhaft vorgetragen. Wilhelms Gesicht war von Tränen überströmt. Ein Hagelschauer prasselte nieder. Und Blitz um Blitz und Donner um Donner wie knatterndes Gewehrfeuer.

Aus der Reihe der Leidtragenden stahl sich einer nach dem andern fort. Geräuschlos sank an den Seilen der Träger der Sarg in die Gruft. Der Aufruhr der Elemente verschlang das kurze Gebet des Pfarrers.

Eine düstere Ahnung trieb mich vorwärts, und ich hielt mich hart an meinen Freund. Eben trat er an das offene Grab, bückte sich und warf eine Handvoll Erde hinab. Von diesem Augenblick an läßt mich auf Minuten die Erinnerung im Stich. Ich weiß nur, daß ich in einem Feuermeer stand und von einem gewaltigen Luftdruck zur Seite geschleudert wurde. Als ich mich bei klaren Sinnen wieder erhob, sah ich den Pfarrer und die Nächststehenden um Wilhelm beschäftigt, der regungslos am Boden lag. Ich warf mich

über ihn. Auf seiner Stirne zeigte sich ein kleiner roter Fleck, und seine goldne Uhrkette war geschmolzen. Ich machte Wiederbelebungsver-

suche, bis mir der Schweiß aus allen Poren rann. Es war umsonst. Der Blitz hatte ihn getroffen, er war tot.

Bei dem Grabe meines Vaters.

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und her!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Matthias Claudius.

Krokodile.

Von A. Ritter von der Osten.

(Schluß.)

Ein vom Krokodil bereits ergriffener Mensch ist nicht in allen Fällen verloren; gar mancher hat sich selbst aus den Zähnen des Räubers befreit oder ist durch rechtzeitig geleistete Hilfe gerettet worden. Schnelle und entschlossene Gegenwehr scheint das Krokodil zu verblüffen oder in Furcht zu setzen, so daß es seine Beute losläßt und sich zurückzieht. Schon Barth berichtete über einen solchen Fall am Niger. Ein Eingeborener wurde plötzlich vom Krokodil erfaßt. In seiner Angst drückte der Mann seine Fingernägel in die Augen des Reptils, das seine Beute fahren ließ, diese aber kurz darauf nochmals ergriff. Jetzt bohrte der Mann abermals seine Finger in die Augenhöhlen des Räubers und zwar derart, daß dieser nunmehr endgültig von seinem Opfer ließ und danach an der Oberfläche des Wassers regungslos trieb.

Die Wahrnehmung, daß die Angriffslust der Krokodile auf Menschen nicht überall gleich groß ist, habe auch ich in Kamerun gemacht. Während zum Beispiel die Krokodile am Groß-Fluß durchwegs Menschenräuber sind und dem Menschen regelrecht auflauern, verhalten sich die Krokodile des Mungo-Flusses dem Menschen gegenüber keineswegs so aggressiv. Ja, ich habe es hier sogar einmal erlebt, daß seitens meiner Kanobohs nach einem von mir angeschossenen Krokodil, das plötzlich wieder ins Wasser zurückglitt, getaucht wurde. Trotzdem kann ich mich jedoch niemals zu der Ansicht bekennen, daß nicht alle Krokodile gefährlich sein sollen. Ich glaube kaum, daß ein ausgewachsenes Krokodil

einen an geeigneter Stelle plötzlich in tiefes Wasser geratenen Menschen entkommen läßt, dazu ist die Raubsucht der Tiere viel zu rücksichtslos. Und ich möchte den sehen, der es auf einen solchen Versuch ankommen ließe! Auch im Mungo-Fluß, wo den Reptilien eigentlich selten Menschen zum Opfer fallen, habe ich persönlich wiederholt beobachtet, wie Krokodile einem Kanoe folgten. Einmal schlängelte sich eine solche Eßte etwa vier Meter vor meinem in Fahrt befindlichen Boot, nur mit den Nasenlöchern aus dem Wasser ragend, durch den Fluß. Da ich die Sonne von vorne hatte und die Reflexe des Wassers mich blendeten, so glaubte ich eine Schlange vor mir zu haben. Ich griff zum Gewehr — doch um des Tieres auch wirklich habhaft zu werden, wollte ich es erst am Ufer auf dem Lande abschießen, denn im Wasser wäre es mir auf alle Fälle verloren gegangen. Da! Mit einem Male verschwand die vermeintliche Schlange, und jetzt mußte ich, daß es sich nur um ein Krokodil handeln konnte. Das Boot war allmählich in die Nähe des Ufers gekommen, und dieses scharf musternd, bemerkte ich, wie sich langsam, Zoll für Zoll der dunkle Rücken eines ungeheuern Krokodiles auf den schlammigen Boden einer kleinen, kaum das Wasser überragenden Insel hob. Weiter näherte sich das Kanoe der Insel, und lautlos, fast unbemerkt, verschwand das Krokodil, um erst oberhalb des Flusses wieder aufzutauchen. Mein Kanoe schoß abermals vorwärts, doch — wie gewöhnlich bei diesen Eßten — sobald ich einigermaßen in